

Dr. Fritz Schider

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dr. Fritz Schider.

Nachdruck verboten.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Ueber Lebende zu schreiben, ist eine heikle Sache; denn, wenn nach einem lateinischen Sprichwort schon die Toten, die starr unter der Erde ruhen, nur Lobeserhebungen vertragen, wieviel weniger dürfte man eigentlich über Zeitgenossen, deren Herz noch zuckt und empfindlich ist in all den eiteln Ehren- dingen, die unser Leben zieren, schmerzliche Wahrheiten verbreiten helfen! Allein die Aufgabe wird uns leicht gemacht durch zwei Umstände: erstens haben wir es mit einem bescheidenen Mann zu tun, der während seines beinahe sechzigjährigen Erdenwallens verzichtet gelernt hat, und zweitens ist dieser Mann ein Künstler, der hier durch die Wiedergabe einer Anzahl von seinen Werken für sich selbst zu reden vermag.

Das erste wird uns jeder glauben, der in das ernst sinnende Mannesantlig blickt, das der viel zu früh von uns geschiedene Max Leu dem Fremde auf dessen Büste verlieh. Die Augen, die sich in messender Betrachtung auf den Totenschädel niederstrecken, mögen sich doch etwa mit Wehmut und Bitterkeit befeuchtet haben, wenn sie einen Rückblick warfen auf die weithin schimmernde Bahn, die lockend und vielversprechend vor dem jungen Stürmer lag und die der reisende Mann nur in seltenen Feierstunden betreten durfte. Allein darin liegt eben die Rache der Kunst ausgedrückt: denjenigen unter ihren Jüngern, die sich ihr nicht reichhaltlos, unter vollem Verzicht auf die übrigen Lebensgüter, hingeben, gestattet sie auch nicht, den ganzen Becher ihrer Gnade auszutrinken.

Ganz leise hat der bildende Künstler in der Büste den Gang zum Leben und seinen Genüssen durch die Virginia angedeutet, die Schider während des Betrachtens und Schaffens kaum aus der Hand legt. Weib und Kind, häusliches Glück, Bier und Brot, gesellschaftliches Vergnügen und die vielen Pflichten, die die Erwerbung solcher Güter dem Künstler auferlegte, sind diesem schließlich fast so wertvoll geworden wie die Vorbeeren, die ihn die Kunst beschert haben würde, wenn er vielleicht ein Jahrzehnt länger Einsiedler geblieben wäre oder all die Entbehrungen auf sich genommen hätte, die der Opferdienst am Altar der Kunst von deren Jüngern verlangt. Daß aber echtes Talent in Fritz Schider steckt und lebt, sollen dem Leser unsere Bilder beweisen. Für mich geht dies aus der einen bedeutamen Tatsache hervor, daß sich Schider in der geringen Freizeit, die ihm sein Brotberuf gewährt, als Schaffender nie auf die Stoffgebiete der Kunst begibt, die seinen Fähigkeiten fernliegen oder die er in der zeitlichen Enge nicht bewältigen könnte.

„Nur dem Ernst, dem keine Mühe bleibt,
Mauscht der Wahrheit tiefversteckter Born ...“

Schider besitzt den Ernst gegenüber der Kunst, ohne den diese unmöglich ist, ohne den alle „Kunst“ nur takt- und geschmacklose Spiegelschere werden muß.

Der Basler-Bürger Dr. Fritz Schider ist, wie übrigens die Leubüste so prächtig darzut, bajuvarischen Stammes. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß er als Knabe in den Alpen die Geißen gehütet, alle Stalltüren bekrizelt habe, um dann von einem Protektor der Künste entdeckt zu werden und am Himmel emporzusteigen als Stern erster Größe. Er selber nennt sich eine Begleitererscheinung neben großen Gestirnen und ist sich noch nicht einmal als Nebensonne vorgekommen. Zünige, neidlose Freude an den wirklich Großen aber ist ihm eigen, und ein gütiges Geschick hat ihm die Fremdbücherei erster Künstler

wie z. B. Mozarts, Leibls, des Gegenständlichsten aller modernen Maler, und dann Sandreuters zugehalten.

Sein Elternhaus steht in der wunderherrlichen Vaterstadt Mozarts, in Salzburg, wo sein Vater das Gasthaus zum „weißen Köhl“ besaß. Die Wirtschaft war verpachtet; dagegen betrieb Vater Schider eine wohlgehende Spirituosen- und Essigfabrik. Geboren am 13. Februar 1846, stand ihm statt einer vernünftigen Fee eine phantastische, fahrwischige zu Pate, von deren reichem Patentraum er sich später manch schönes Lustschloß baute. Die sonnigen Tage der Jugend, die und da abgeföhlt durch kalte Wasserstrahlen von oben, entschwanden ihm rasch. Wie in den Köpfen anderer Knaben, so wimmelte es auch in dem seinigen von Geharnischten, Ritterfräulein und Indianern, nur mit dem Unterschiede, daß der junge Fritz die Gestalten seiner Phantastie schon frühzeitig aufs Papier zu werfen begann und unsäglich viel Farben verkehrte. Allein er bedauert seinen Zeitvertreib nicht; aus dem unschuldigen Spiel ist ernsthafte Arbeit geworden, die seinem Leben Weihe verleiht und



Büste Schiders von + Max Leu, Solothurn.

aufgetragen, wie wirkungsvoll der Kontrast zwischen den zerhackten Gipfeln und dem weichen Vorgebilde auf dem Wildschon „Dolomiten bei Pieve di Cadore“, wie natürlich der Aufbau des Gebirges trotz aller Vereinfachung!

Doch wir eilen dem Wachstum um viele Jahrzehnte voran, breiten schon die Blüten seiner Kunst vor dem Leser aus, bevor sie nur Wurzel geschlagen hat. Da es damals in Salzburg noch keine obere Realschule gab, kam der junge Schider aus der untern nach Linz, bis Lambach auf den Postkarren und dann mit der Eisenbahn, wobei ihn zum ersten Mal im Leben eine Lokomotive anpufferte und mit ihren Glutaugen anstarrte, die nicht verwunderter blicken konnten als seine eigenen. Nun war er, mit vierzehn Jahren, allein in der Welt, da sein Vater den Bruder nach Prag auf die Handelsakademie weiterbegleitete. Da hörte er im Gewirr des Linzer Bahnhofes plötzlich seinen Namen rufen und bald sah er sich von seinem zukünftigen Schutzhengel in der Person des Schulmeisters und Ernährers in dessen häuslichen Himmel installiert, gemustert von zwölf Kollegenaugen und willkommen geheißt von den vier Augen der Hausfrau und ihres Töchterchens. Das Essen fand der Junge gut, nur etwas „viel wenig“. Der älteste Pensionär hatte am Tisch das Vorrecht, zuerst soviel als möglich herauszufischen; drauf folgten die andern, und Schider, als der Jüngstangekommene, hatte dann



Aus Salzburg. Schloßgarten von Hellbrunn. Nach Aquarell von Erik Schider, Basel.

seinerseits das Recht, ein paar hungrige Blosaugen zu der armseligen Lehrenlese zu machen. Doch erinnert er sich mit Humor, wie er später auch einmal der „Erste“ wurde und als solcher von den Waffen seiner Vorgänger ausgiebigen Gebrauch machte.

In ebendiesen Jahren mußte er auch erfahren, wie die Kunst nach Brot geht, da sein Vater bei der Berechnung des Taschengeldes die Posten Bier und Tabak vergessen hatte. Die Kunst „rettete“ ihn. Schider erhielt Delfarben und malte eine phantastische Ruine im Mondschein, und zwar mit feinstem Olivenöl. Nach einem halben Jahre konnte sie säuberlich wieder abgewischt werden. Nun malte der junge Künstler, um eine Erfahrung reicher, in ungestümem Schöpferdrang nacheinander den Großglockner, die Stadt Linz, Napoleon auf Elba zc. Die Sachen wurden diesmal sauber mit Trockenöl gemalt, wie ein Lacktiefel gefirnißt, mit einer Waschgoldleiste umrahmt, in der Klasse ausgestellt und — was damals die Hauptsache war — verlost und verkauft, das Los zu sechs Kreuzer — man denke! In der obersten Klasse wurde Schider auserlesen, drei Kindern eines Generals, zwei Baronessen und einem jungen Baron, im Alter von bezw. siebzehn, zwölf und sieben Jahren, Zeichenunterricht zu erteilen.

Damit war, ohne des Künstlers ausgesprochenen Willen, der erste Schritt auf jener Laufbahn getan, der er sein ganzes Leben bis auf diesen Tag widmen sollte. Das Schicksal hatte ihn ans Gängelband genommen, seine Oberleitung gefiel ihm einstweilen recht wohl. Gehören doch diese Zeichenstunden des neugeborenen Professors zu dessen sonnigsten Erinnerungen. Eine natürliche Heiterkeit herrschte, besonders wenn der General abwesend war, in dem Heim der fröhlichen Baronin. Sie selber wohnte dem Unterricht bei, plauderte gemütlich vom Theater, vom neuen Komiker zc., die Mädchen hatten ihren Spaß an den drolligen Berichten, lachten eins, und der „Bub“ frigelte die Karikatur des gestrengen Lehrmeisters. Um allen eine rechte Herzensfreude zu bereiten, brachte der Junge eines Tages ein liebliches Kitzchen mit vom Hofe herauf, das durch seine Sprünge alles, was frei im Salon stand, zum Purzeln brachte, Staffelei, Schemel und Nähzeug. Da nahte das Gewitter in blauer Uniform und breiten Generalsstreifen. Ein Griff — und das arme Kitz flog zum Zimmerfenster hinaus, laufend schwirrte das Zeichenheft den Mädchen um die Nacken, und der bestürzte kleine Robert hielt sich die plötzlich brennend rot gewordenen Ohren. Noch einen vernichtenden Blick auf den verblüfften jungen Pädagogen, und dann klirrte die mächtige Meitergestalt die Treppe hinunter. Die schöne Hermine, die ältere Tochter, reichte bald darauf einem Obersten die Hand — und wird wohl kaum mehr zeichnen, wohl aber lächeln, wenn sie ihrer ersten Zeichenstunden gedenkt.

Linz fertig . . . Was nun?

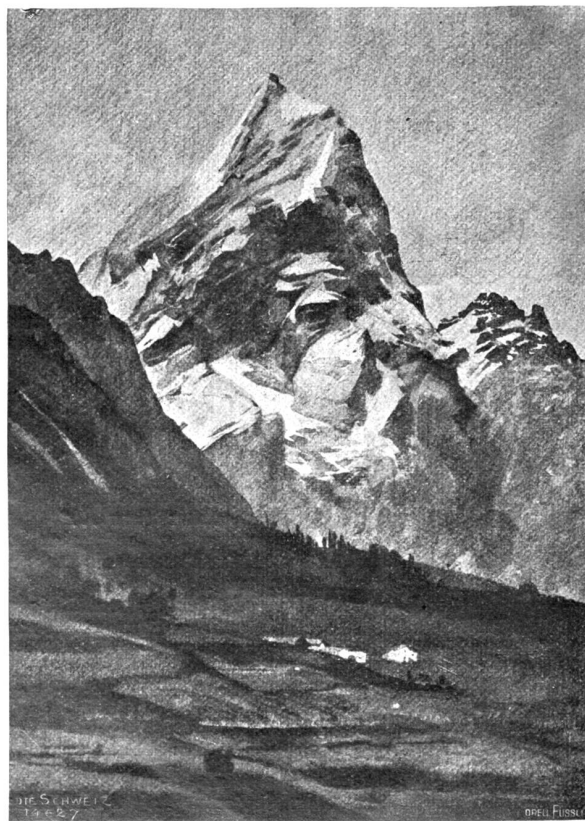
Fris Schider war eigentlich zum „Geisterbrenner“, wie es in Salzburg heißt, bestimmt, seine beiden ältern Brüder dagegen zum höhern Studium. Nun wurden aber diese beiden Geisterbrenner und später tüchtige Nachfolger des Vaters. Für

Fris aber, den Abiturienten der Realschule, waren einerseits die Pforten der Universität nach damaligem Gebrauch verschlossen, anderseits durfte vom Künstlerwerden nicht die Rede sein. Was tun?

Da stupfte ihn die gütige Patente und zeigte ihm zwei seiner besten Jugendfreunde in blinkender Uniform, zeigte ihm gleichendes Gold und Silber tief im Erdschoß schlummernd, zeigte ihm ein herrlich Bild vom freien, flotten Korpsstudentenleben — und fort ging's in die schöne Steiermark an die Bergakademie zu Leoben! Hier lassen wir unsern Helden einen Saltomortale über die kurze bergakademische Periode seines Lebens schlagen, an deren Schluß er aus einem Schacht unter der Erde durch einen solchen über der Erde, nämlich durchs Gramen stürzte, und treffen ihn wieder, heil an Knochen und heil an Geist, in der Kaiserstadt Wien, der Einzigen.

In den ersten Jahren seines Aufenthaltes befam er freilich von der Schönheit seiner neuen Umgebung nicht viel zu sehen: mit lange verhaltenem Drang stürzte er sich auf das heiß ersehnte Arbeitsfeld, trat in die k. k. Kunstakademie ein, deren Außeres damals allerdings — ein alter Kumpelkasten in einer entlegenen Winkelgasse war das Gebäude — eher der Arche Noahs gleichen mochte als einer Akademie der schönen Künste. Es wimmelte denn auch von menschlichen Geschöpfen und Sprachen mancherlei darin. Noch heute summen dem Künstler der böhmische Zischlaut und der lachende Wienerdialekt um die Ohren, verlegt er sich in die Arche zurück. Was man damals, wenigstens in der untern Abteilung, lernen konnte, war nicht sehr begeisternd. Wenn ein Gipskopf fertig war, kam ein anderer an die Reihe; ein Professor hielt ein Privatissimum über Kreidespitzen, und der andere setzte sich gähmend, in Tract und weißer Binde, zur Korrektur. Auch Schider fing im Geiste schon langsam an zu gähnen, als ihn ein wildes Typhusfieber aus seiner Lethargie aufrüttelte.

Wie ein wandelndes Gespenst, bleich, mit langen Locken, den hohen Zylinder auf dem spigewordenen Schädel, den langen Gehrock um die Schlottergestalt, kam er heim und wurde „durch ein farbiges Transparent und innige Klüße von



Dolomiten bei Dieve di Cadore. Nach Aquarell von Erik Schider, Basel.

all den Lieben" empfangen. Wien aber sah er erst nach Jahren als Reisender in "Kunst" wieder und staunte über seine Entwicklung.

Nach seiner völligen Genesung brachte ihn sein Freund und engster Landsmann Hans Makart nach München zu Professor Alexander von Wagner, der damals (wie heute noch) einer tüchtigen Malkschule vorstand. Nun fand er sich im Geleis. Im Kreise von Mitschülern wie Gysis, Seitz, Munkaczi, Hacll u. a. herrschte ein starkes Gefühl treuer Zusammengehörigkeit, dem eifriges Schaffen entsprach. Nachdem Schider mit einer Bronzemedaille ausgezeichnet worden, kaufte ihm die Akademie einen lebensgroßen, weiblichen Halbakt für die akademische Sammlung um den Preis von 30 Fl. ab.

Glücklichen Herzens, von dankbarer Erinnerung an Meister und Mitschüler erfüllt, ging er nun bei Professor Baron von Ramberg zum Bildermalen über, der bei uns namentlich durch seine Kompositionen zu „Hermann und Dorothea“, seine Lutherbilder und die Schillergalerie bekannt geworden und dessen lebenswürdig ermunternde Korrektur, Freundschaft und Liebe Schider viel zu verdanken hat. 1868 bis 1873 verblieb er bei ihm und machte die Komponierschule durch. Im Wettbewerb zwischen der Ramberg- und Pilotischule erhielt er für eine Skizze zu einem Zeitbild (Bius und die Jesuiten vor der Einberufung des Konzils) die silberne Medaille. Im Anfang sah es in des Künstlers Kopf freilich kraus genug aus. Farbenkizzen à la Makart bearbeiteten Timon von Athen, Falstaff und die Nymphen, und, um dem Traumwesen die Krone aufzusetzen, wurde ein Karton zu einem großen Bilde „Titania und Zettel“ fleißig durchgeführt. Die arme Titania fristete allerdings ein



Dolomiten im Ampezzotal. Nach Aquarell von Erik Schider, Basel.

kurzes papiernes Dasein; denn zum Glück wurde Schider aus seinen Dämmerträumen durch ein mächtiges Ereignis aufgeschreckt. 1869 fand, wenn wir nicht irren, die erste internationale Ausstellung in München statt. Kaum war sie eröffnet, mußte der Künstlergesangsverein zur Generalprobe auf die Galerie des Glaspalastes. Schider aber, der hätte mitmachen sollen, wurde so gefesselt von der neuen Kunstwelt, die sich da vor ihm auftrat, daß er unten blieb und verblüfft, verwundert und betroffen von Saal zu Saal, von Bild zu Bild mehr taumelte als schritt, umrauscht von fast ebensoviel künstlerischen Offenbarungen und den Klängen von Mendelssohns Chor „An die Künstler“. So viel Großes, Neues, nie Gesehenes, nie Gemaltes war da zu sehen. Wie steife Theaterpuppen kamen ihm nun die „historischen“ Gestalten vor, die da an den Wänden hingen, angefächelt der lebenden, jubelnden Wirklichkeitsmenschen, wie sie etwa in den „Steinklopfern“ Courbets vor ihm standen. Die mochten damals manchen vernagelten Schädel aufklopfen helfen. Wahrheit, Kraft und Einfachheit siegten über Schminke, Süßlichkeit und Aufgeblasenheit. Im deutschen Saal blickte ein frisches, fröhliches Mädchenantlitz auf die sich unter ihm stauenden Künstler herab und begeisterte sie durch seine urfrische Gegenständlichkeit. Leibl hieß sein Schöpfer, dessen Namen damals zum ersten Mal gehört wurde. Noch lachten viele aus der Menge, von den ewig Allzuvielen, den Philistern, über den „verrückten“ Böcklin, wie man heute etwa Godler verhöhnt, und es kam zu erregten Wortgefechten; eines aber wurde allgemein gefühlt: die Ausstellung war eine Tat, ein mächtig anregender Geist ging von ihr aus und öffnete die Augen denen, die da sehen wollten.

Schider schlich still auf sein Atelier zurück, nahm sachte sein Malermesser hervor und schnitt ruhig seiner Titania samt ihrem Zettel die Köpfe, Rumpfe und Glieder entzwei, welchen entsetzlichen Vandalismus er heute noch nicht bereut.

Woher kommt es, fragte sich Schider schon damals, daß wir fast alle die Frühlingswiesen nicht grün, die Menschen nicht im Licht, sondern in eine braune Sauce getaucht sehen, wie heutzutage die Modernsten den Himmel grün und die Wiese blau malen? Wohl daher, daß der Maler die Natur nicht mehr liebt und studiert... Und nun gelangte der alte Jugenddrang wieder zur Macht: streifen und schwärmen in der ewig jungen Natur, mit ihr leben, mit ihr sich freuen und mit ihr trauern — das wurde sein Lösungswort. Zur Stadt hinaus, mitten hinein in jene „unvergleichlich hohen Werke, die herrlich wie am ersten Tag“ auch den Epigonen noch ihre unverwelfliche Schönheit enthüllen, wenn sie sich um die Natur liebend bewerben. Da lag er nun inmitten einer blumigen Wiese, Halm um Halm zeigte ihm sein funkelndes Grün: Licht, Schatten, alles leuchtet wie ein unendlich mannigfaltig schillernder grüner



Chiertchen (bei Chur). Nach Aquarell von Erik Schider, Basel.

Edelstein in tausend Schattenstufen. Er malte sein erstes Bild: statt Titania und Zettel hat ein lebensfrohes Liebespaar unter dem blühenden Busch ein Bläschen sich gesucht; der Champagnerfisch blinkt in ihrer Hand; er sieht ihr tief in die Augen, die erschreckt den springenden Frosch beobachten, der, aufgeschreckt, in den Tümpel setzt, der zu Füßen des Paares das Gräsergewirr mit ruhigem Glanz unterbricht. Ein farbenfrisches, reizvolles Bild, das zugleich einen erquickenden Akzent persönlichen Humors enthält.

„Im Grünen“ wurde dieses erste Bild getauft, und recht schaffen grün war es denn auch, sodaß der goldbraun malende Makart verächtlich dazu bemerkte: „Schweinsfotelette mit Spinat“.

Dieser Richterspruch machte Schider Spaß; er blieb auf dem eingeschlagenen Wege, die Natur zu malen, wie sie ist, oder besser, wie sie ihm erscheint, und schuf eine Reihe von ungemein frischen Bildern, die in die Hände deutscher und amerikanischer Kunsthändler und Museen übergegangen sind. „Die letzte Rose“ (f. S. 436) datiert aus diesen schaffensfreudigen Jahren 1873—76, da Schider völlig selbständig war und sich unerschöpflich fühlte. Es liegt ein feiner poetischer Hauch über diesem Bilde; recht sprechend ist die Sorgfalt in der linken Hand und die Haltung des zarten Köpfchens. Auch ein gewisses

Symbolisches ist ihm eigen: die Dame, die sich eben zur Abfahrt zum Ball bereit macht, grüßt die letzte Rose und nimmt im stillen Abschied von ihrem eigenen Frühling.

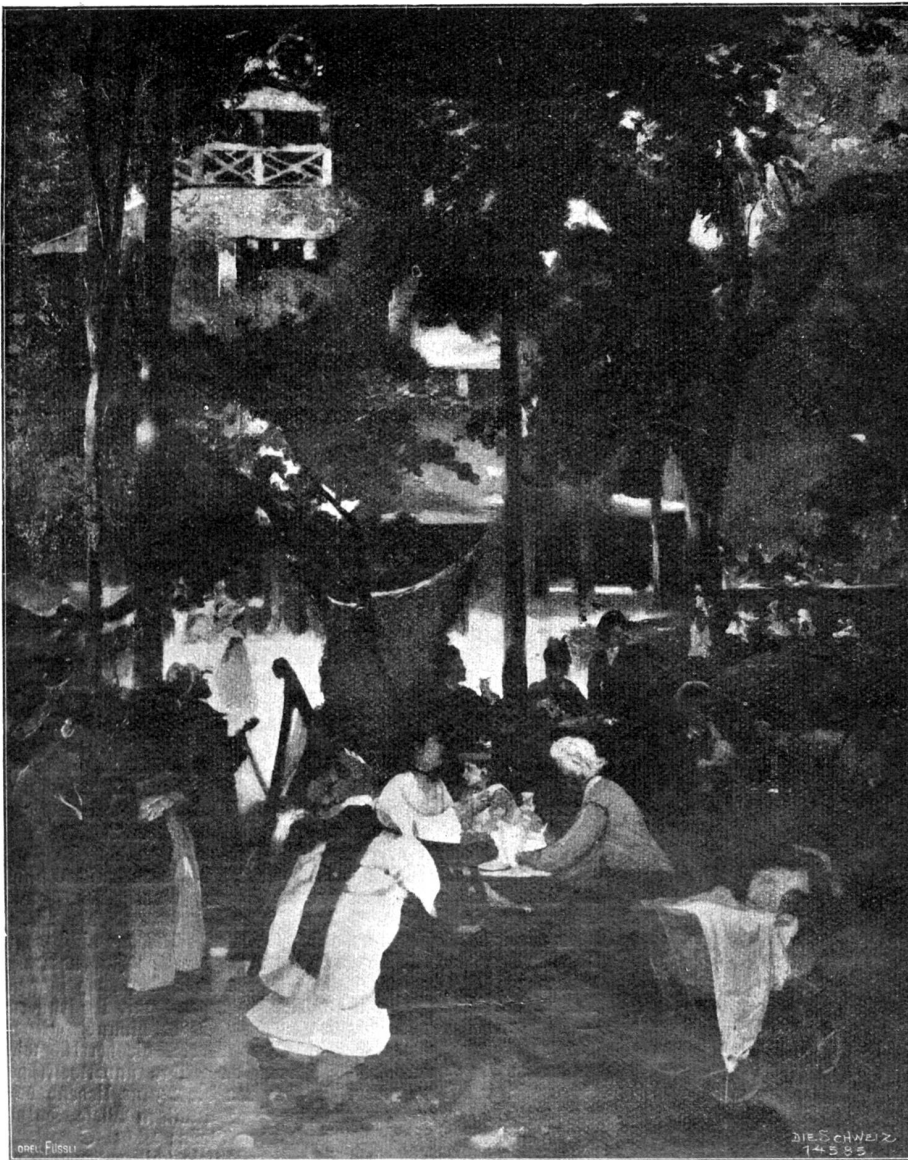
Aus derselben Zeit stammt wohl auch das in ungemein frischen Tönen und durchaus impressionistisch gehaltene Bild „Beim chinesischen Turm“ in München, das auf der achten internationalen Ausstellung im Glaspalast (1901) im wohlbesetzten Schweizerjalon sich neben Böcklin, Stäbli, Hodler, Welti, Wöllmy u. a. sehen lassen durfte und durch seine unbedingte Unmittelbarkeit in der Auffassung Aufsehen erregte.

Unsere Reproduktion gibt einen Begriff von dem reich belebten Menschengewimmel, läßt uns ahnen, wie wohlstudiert die Typen sind; allein die räumliche Tiefe kommt darin kaum zur Geltung, weil die Farbe fehlt und die perspektivische Verzerrung, wie sie in den rechts im Lichtstrahl spielenden Kindern meisterhaft in die Erscheinung tritt, für diesen Mangel nicht aufzukommen vermag. Daß das zu den Schlagern der Abteilung gehörende, heute noch reizvolle Bild ein Stück „Münchener Poesie“, wie solche die „Festwiese“ heute noch häufig genug aufweist, impressionistisch verkörpert, fühlt dagegen ein jeder.

Das im Besitze von Herrn La Roche-Ringwald in Basel befindliche Capriccio „Ein Charlatan“, reich im Milieu und reich in den Farben gehalten, zeigt uns den satirisch angehauchten Humoristen. Die Krankheit, welche diese Dame plagt, mag wohl ebenso schwer sein, wie die Wissenschaft, die das Gehirn des Charlatans belastet, der so prächtig den Schaafkopf und Schlaumeier in einer Person vereinigt.

Das leuchtende Vorbild für seine Bemühungen im ersten Naturstudium hatte Schider an seinem stets treuen und stets wahren, vor Jahresfrist verstorbenen und damals vielgefeierten Freund Wilhelm Leibl. Es ließen sich wohl Bücher schreiben über den intimen Verkehr der beiden Maler. Doch gehört das nicht hieher. Schwer, wie ihn der Verlust traf, war ihm schon fünfundsanzig Jahre zuvor der Abschied von diesem Freunde und von München geworden. Doch stand ihm damals zum Trost ein freudiges Ereignis bevor: es galt, Leibls Schwwestertochter als Braut heimzuführen, ein gegen die Unbill der Witterung festes Nest zu bauen, eine neue Tätigkeit zu beginnen, Lehrer zu werden und der Kunst auf Jahre hinaus Valet zu sagen, da niemand zweien Herren voll auf dienen kann.

Seit dem Jahr 1876 ist Dr. Schider zu Basel als Zeichenlehrer an der Oberen Realschule, nimmehr der Gewerbeschule tätig. Was er als solcher leistet, hat namentlich die Basler Gewerbeausstellung vom Jahr 1901 gezeigt, wo die Aquarellstudien, das figürliche Gipszeichnen und die Altstudien seiner Schüler von der Fachkritik höchstes Lob erfuhren. Zu gleicher Zeit bewies er aber, daß er der Kunst doch nicht verloren gegangen war; denn da waren von Schider eine Reihe Landschaften in



Beim „Chinesischen Turm“ in München. Nach dem Delgemälde von Fris Schider, Basel.

Aquarell und Del, ferner Bildnisstudien, sowie große, saftig und frisch in Aquarell ausgeführte Stillleben ausgestellt, die den Betrachter erstaunen ließen, wie sicher und treffend die flaumige Haut der Pfirsiche, das duftige Weiß der Kohlblume, die spiegelnde Glasur der Krüge und Platten, das zarte Fleisch eines Fisches wiedergegeben war und was für Wirkungen sich im Blumenstück und Stillleben durch ein geschicktes Arrangement und seine Auffassung erreichen lassen*).

Vor und nach dieser Ausstellung sind dann neben der angestrengten Schulzeit, hauptsächlich in den Ferien, eine lange Reihe von Bildnissen aus des Künstlers Hand hervorgegangen, die mehr den Charakter der Studie oder des Genrebildes als den des Porträts tragen. Wie trefflich charakterisiert er das lockere, wulstige Fleisch im Antlitz der „Alten Bauernwirtin“ oder der „Alten Marktgräflerin“! Wie

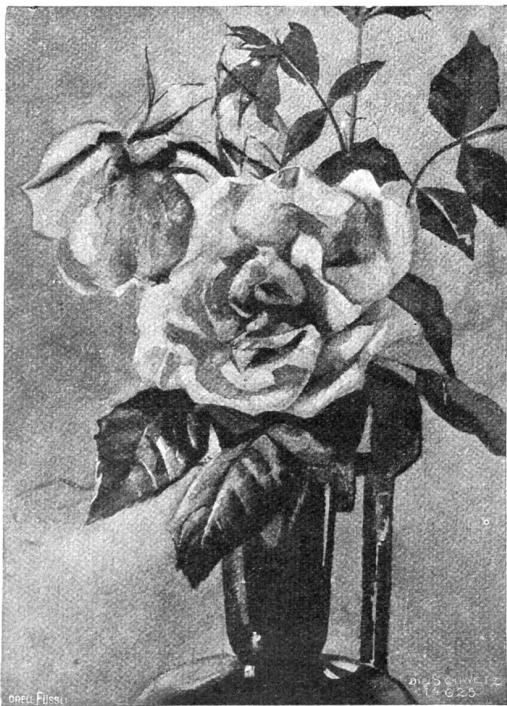
*) Eine Anzahl Stillleben müssen wir für ein nächstes Heft zurückstellen. A. d. H.



Ein Charlatan. Nach dem Delgemälde von Erik Schider Basel.

frisch und breit ist das alles gemalt! Wie holt er das Menschliche aus dem „Schabziegermännli“, dem „Leichenbegleiter“, dem „Jasser“ (Trumpf), dem „Faktum“ heraus! Wie prachtvoll sind im letztern besonders die Hände modelliert, wie ganz in die Arbeit verfunken sitzt der „Zahnarzt“ da!

Von den vielen Bildnissen, die Schider gemalt, können wir hier nur drei wiedergeben. Sie genießen alle den Vorzug des breiten Vortrags, der sichern Charakteristik, die zugleich über das Individuelle hinausgeht. Oder wer würde z. B., auch ohne Unterchrift, im Porträt von Professor Schie nicht ohne weiteres den scharf beobachtenden, kritisch veranlagten Gelehrten erkennen? In der „Römerin“ (S. 437) nicht den Volkstypus? In dem trefflichen Selbstbildnis nicht den Künstler? — Neben der Ausübung des Lehrberufes und der Ausführung von solchen Bildnisstudien und Bildern lag Schider mehr als zwanzig Jahre hindurch anatomischen Studien ob. Die Frucht waren Zeichnungen für Professor Dr. Kollmanns „Plastische Anatomie“, dann ein großer „Plastisch-anatomischer Atlas für Akademien, Kunstschulen und zum Selbstunterricht (hundert Tafeln und Text)“, der bereits in zweiter Auflage bei Seemann & Co. in Leipzig erschien. Wohl weiß Schider ja zur Genüge, daß die beste Schule für den bildenden Künstler die Natur ist; dem Figurenmaler jedoch ist sie nicht immer ein williges und billiges Modell. Er kann nicht alle Bewegungen am menschlichen Körper studieren, da er den lebenden Körper nicht alle Bewegungen einnehmen lassen kann, viele nur auf so kurze Dauer, daß er über die Funktionen der Muskeln sich schon vorher klar sein muß, um sie mit Verständnis skizzieren und dann ohne Vorbild ausarbeiten zu können. Hier ist die Grundlage eines anatomischen Wissens ebenso notwendig, wie zur Erreichung einer täuschenden Tiefenwirkung auf der Fläche die Kenntnis perspektivischer Gesetze. Aber auch für das Zeichnen, Malen, Modellieren von Akten in ruhiger Stellung bietet ein anatomisches Vorstudium eine große Erleichterung; denn eine Form oder Bewegung, die einem klar geworden ist durch die Bedingungen des organischen Zusammenhangs, bietet einem keinen Anstoß mehr für normale Umbildung eines in gewissen Teilen immer anormalen menschlichen Körpers. Das Studium der Antike ist darum keine ausreichende Präparation für das Arbeiten nach dem lebenden



Rosenstück. Nach Aquarell von Erik Schider, Basel.

Modell, weil es zu leicht dazu verleitet, nach stilistischen Gesetzen die Natur zu korrigieren und außerdem warmes, lebendiges Fleisch wiederzugeben als kalten, leblosen Gips. Die wichtigste Vorbedingung für eine richtige, natürliche Wiedergabe des menschlichen Körpers in allen möglichen Stellungen und Lagen ist nur eine genaue Kenntnis seines Knochengeriüsts, seiner Muskulatur und seiner Proportionen. Eine solche zu vermitteln, ist die Aufgabe des Schider'schen Handatlas. Das mit zeichnerischer Sorgfalt, künstlerischem Sinn und anatomischer Genauigkeit ausgeführte Werk, das der Verfasser als eine Frucht zwölfjähriger Arbeit, gestützt auf eine zwanzigjährige Lehrstätigkeit, darbietet, ist von Autoritäten, wie dem kürzlich verstorbenen Professor Dr. His in Leipzig (aus Basel), Professor Brunn in München u. a. m. überaus warm empfohlen worden, und die Universität Basel hat in Anerkennung seiner Verdienste Schider zum Ehrendoktor der Medizin und Chirurgie ernannt.

Es gibt kaum ein zweites Werk, das die plastische Anatomie so anschaulich und so umfassend behandelt.

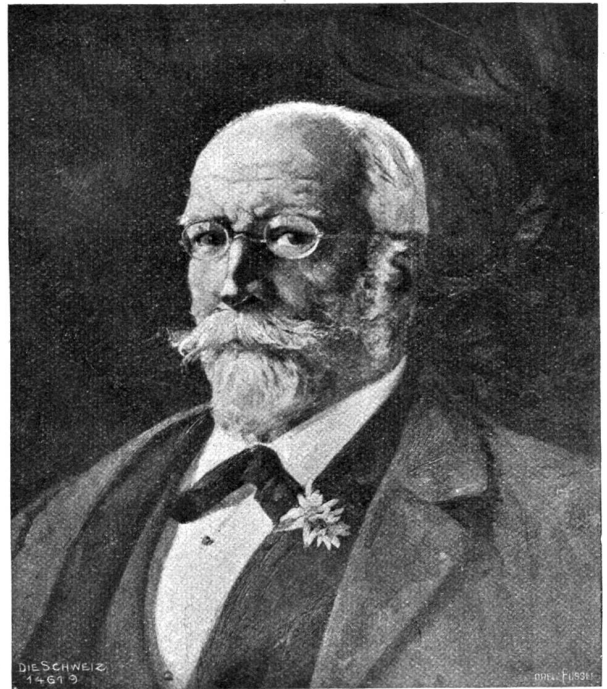
Als Erholung von solch anhaltender und intensiver Arbeit begrüßte Schider die Möglichkeit, zwei Urlaubsreisen nach Italien antreten zu dürfen, wo ihm wie manchem andern erst das Verständnis für den großen Böcklin aufging.

Eine Reihe von Aquarellen und Oelstudien legen Zeugnis ab für die genaue Beobachtung der Pflanzenwelt und deren feine, charakterisierende Darstellung. Man sehe nur etwa den Olivenstamm und die Fußblätter der Aloe in der Oelstudie aus der Villa d'Este an! Wie massig und breit sind „Ausficht in Tivoli“, dann die „Ostera“ gehalten! Treue Naturbeobachtung liegt auch in den Meerstudien von dem versandeten Hafen von Anzio. Wie sonnig ist der Parfurchblick bei der Villa Borgheje!

An eine Schweizerreise erinnert das Dachidyll „Tschierfischen“. Von der erstaunlichen Fülle solch künstlerisch geschauter und flott erfaßter Landschaftsstudien, reizvoller Blumenstücke und Interieurs, von denen viele kleine Kabinettstücke sind und alle die große Sicherheit in Erfassen und Darstellen des Charakteristischen und Typischen an den Tag legen, können wir hier nicht genügende Belege geben; sie zählen in die Hunderte, und die meisten würden durch die Reproduktion ihren Hauptreiz einbüßen. Auch hat der Meister noch Bedeutenderes geleistet. Wir bringen aus der jüngsten Zeit seines Schaffens ein Werk,



Selbstbildnis (in Oel) von Friz Schider, Basel.



Hugenarzt Professor Dr. Schieß in Basel.
Nach dem Oelgemälde von Friz Schider, Basel.

in welchem er seine anatomischen Kenntnisse verwerten konnte. Es wäre eigentlich seltsam und unnatürlich, wenn Schider nicht die sich ihm häufig bietende Gelegenheit einmal ergriffen hätte, eine Szene aus der Anatomie zu malen, wo ihm die Tragik des menschlichen Daseins so ergreifend vor Augen trat. „Ein Wiedersehen“ heißt sein letztes größeres Werk: da liegt, in der Blüte der Jahre dahingestreckt, ein schöner Mann, dessen kraftvoller Arm ein langes Leben zu umspannen sich sehnte, im vollen Licht, das aus einem kleinen Fenster in das öde Gelaß der alten Anatomie strömt. Eine schwere Operation hat sein Leben zerstört und damit die Hoffnungen einer treuen Mutter, die nun, von Schmerz gebeugt, neben dem Seziertisch sitzt. Ein Bild, das Empfindungen weckt wie die herrlichen Verse in Goethes „Euphrosyne“:

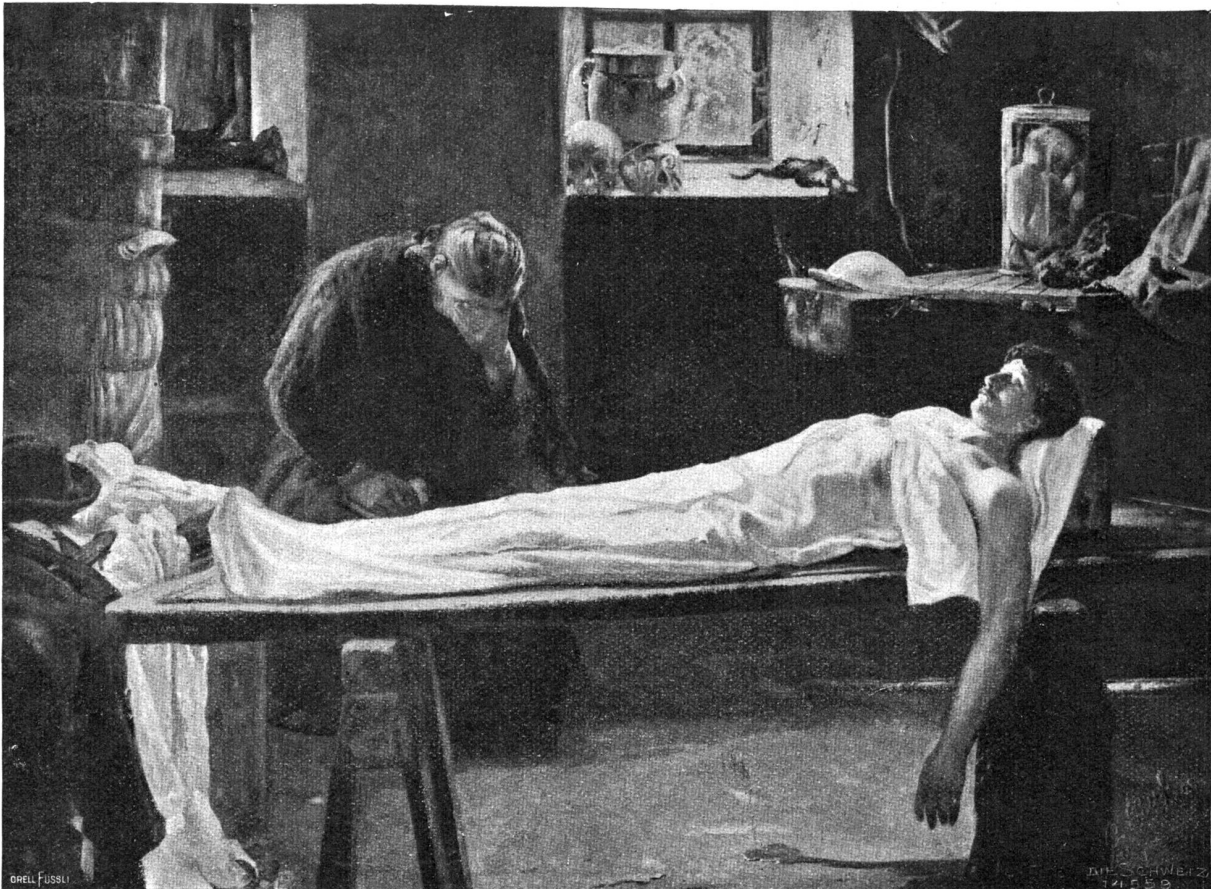
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen Leben, dem köstlichen Schatz, herrscht ein schwankendes Los. Nicht dem Blühenden nicht der willig scheidende Vater, Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft; Nicht der Jüngere schließt dem Älteren immer das Auge, Das sich willig gelenkt, kräftig, dem Schwächeren zu. Dester, ach, verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage; Hilflos beklagt ein Greis Kinder und Enkel umsonst, Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige Um die Seiten umher strömende Schlossen gestreckt.

Und wie wenig Mittel brauchte er, um die Dede des Mitleids zu beleben, vielmehr darüber hinwegzutäuschen, sie uns vergessen zu machen, indem er den Blick hinlenkt auf Anfang und Ende des Menschenlebens: rechts das Kindlein im Aufbewahrungsglas und dann auf dem Gesimse die Totenschädel von Ausgereiften!

Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben!

So wird die Stimmung wie der Gedanke vertieft und das Schicksal der beiden zum allgemein menschlichen erhoben. Auch der Naturalismus hat seine Poesie.

Ueberblicken wir nun das bisherige Lebenswerk unseres Mitbürgers (die Stadt Basel hat dem tüchtigen Lehrer das Bürgerrecht geschenkt, und Schider ist ihr, die ihn lange Jahre



Ein Wiedersehen. Nach dem Delgemälde von Fritz Schider, Basel.

hindurch vor allen materiellen Sorgen schügte, von Herzen dankbar), so bekommen wir von ihm den Eindruck einer außer-gewöhnlichen Schaffenskraft und eines echten Künstlers, der, was er angreift, sachgemäß behandelt. Nirgends ein unsicheres Tasten, nirgends ein Sichvergreifen in der Wahl der

Stoffe, überall schöne Harmonie zwischen Wollen und Vollbringen, sodaß man allen Grund hat, dem auf der Höhe des Lebens stehenden, gereiften Künstler noch eine Reihe von frucht-baren Schaffensjahren zu wünschen.

Adolf Böglin, Zürich.

« Jean-Paul »

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Aeschi.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Jugolf schien befriedigt zu sein. Er sprang in die Höhe, warf sich hintenüber ins Wasser, zappelte, spritzte und lärmte. Und als er wieder auftauchte, glich er einem kleinen gestörten Meeremann . . .

Die Zwei saßen tief drinnen im Waldesdickicht, jeder mit dem Rücken gegen einen glatten, grauen Stamm gestützt, und mitten im Frühstück.

Der Proviant lag ausgebreitet vor ihnen auf der Rückseite eines Zirkusplakates, durch dessen dünnes Weiß die Schwärze der mächtigen dunkeln Buchstaben hervortrat.

Im Grase rings um die Aufdeckung guckten neugierig Waldglöckchen und Storchschnabel hervor. Da lagen zerstreut gelbe eiförmige Eicheln und weiterhin Bucheckern in ihren dunkelbraunen, eckigen Hülssen . . .

Wie war es doch hier so unendlich still!

Nicht ein Vogel sang, und nicht eine Mücke summt.

Nur das ganz leichte Säuseln drohen in der grünen Fülle der Höhe. Das beständig steigende und fallende Lied des Sommers — das Laubhüttenlied!

Die beiden verzehrten mit gutem Appetit Mutter Gottliebs Speisen, die wirklich hübsch geschnitten waren.

Lange hatte keiner von ihnen gesprochen.

Dann brach Jugolf das Schweigen.

Kauend sagte er:

„Wenn man es nur immer haben könnte wie heute, wie jetzt!“

Jean-Paul, der seine Mahlzeit beendet hatte, blieb einen Augenblick sitzen und betrachtete den Knaben mit seinen braunen merkwürdigen Augen.

Er nickte ein paarmal und fiel in Gedanken . . .

Hoch über ihrem Kopf, mitten im Blättersäuseln gurgte einsam eine Waldtaube. Am Stamm hinter Jugolfs Rücken kletterte eine Ranke von wildem Ephen, sich mit grünen Saughänden fest an die graue Rinde klammernd.

. . . Wenn man es nur immer haben könnte wie heute, wie jetzt . . .

Der Artift blieb lange sitzen, unbewußt sein eigenes Selbst erforschend.

War denn eigentlich in diesem Leben mehr zu verlangen, zu erwarten? . . . Er sah es nicht . . . Hatte er sich jemals glücklicher gefühlt? . . . Er glaubte es nicht . . . Doch, ja doch! . . . An jenem kurzen Tag der Hoffnung in der alten